

LEIPZIGER BUCHPREIS ZUR EUROPÄISCHEN VERSTÄNDIGUNG 2001 HAUPTPREIS FÜR CLAUDIO MAGRIS

DANKESREDE

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde,

vor vielen Jahren schickte der junge Umberto Saba, der damals noch nicht zu den großen Dichtern des Jahrhunderts gehörte, ein Gedicht an eine Literaturzeitschrift. Sie nahm es an, veröffentlichte es, und zahlte ihm sogar fünfzig Lire dafür. Das trug sich ungefähr in den Jahren zu, als ein damals berühmter italienischer Schlager lautete:

»Wenn ich nur tausend Lire im Monat hätte!« In diesem Gedicht sprach Saba von einem jungen Mann aus seiner Bekanntschaft. Als dieser von der Veröffentlichung und von dem Honorar gehört hatte, sagte er zu Saba, daß der Verdienst zur Hälfte ihm zukomme, da das Gedicht von ihm spreche, und daß ihm daher fünfundzwanzig Lire gebührten.

Ich glaube, daß dieser Bursche nicht so ganz unrecht hatte und daß das Leben das Recht hat, einem Schriftsteller die Rechnung zu präsentieren, mag es nun ein ganz großer sein wie Saba, dem die Preise gebühren, oder einer von anderer Statur, der sie immer mit dankbarem und verlegenem Staunen annimmt. Und doch ist es gerade diese Rechnung, die einem hilft, einen Preis anzunehmen wie den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung, oder auch einen anderen Preis wie die Worte, die über mich gesagt worden sind, und das großzügige Urteil eines Schriftstellers vom Rang Adolf Muschgs.

Wir können diese Geschenke also doch unbeschwert annehmen. Wissen wir doch, daß solche Anerkennungen nicht nur uns gelten, sondern all denen, die dazu beigetragen haben, dieses kleine Stück Welt, das wir eventuell konstruieren konnten, zu verwirklichen, indem sie uns halfen zu leben und ein Teil von uns selbst wurden. Wenn wir uns beim Blick in den Spiegel ohne Narzißmus ein wenig liebhaben können, so nur deswegen, weil wir in unserem Gesicht den Widerschein von anderen Gesichtern, Personen, Orten und Landschaften wahrnehmen, die wir lieben.

Wenn ich heute diesen Preis annehmen darf, so nur aus dem Wissen heraus, daß er in Wahrheit nicht nur an mich ergeht, sondern an all jene, ohne die ich nicht wäre, der ich bin, ohne die ich weder so gelebt noch geschrieben hätte. Ich meine die Gefährtin meiner Existenz, meine Söhne, ohne deren Ideen und Einfälle viele meiner Seiten nicht entstanden wären, meine Eltern, meine Freunde und Freundinnen, mit denen ich seit jeher geschwisterlich den Weg zum Fiasko zurücklegt, der uns alle erwartet, einen mühsamen, manchmal dunklen und angstvollen, aber auch pikaresken und freudenreichen Weg, in dessen Verlauf uns der Schatten nicht am Lachen und an der Hingabe hindert. Aber ich denke auch an all jene, die meinen Lebensweg nur einen Augenblick lang gekreuzt und doch mit einem Lächeln, einer Erzählung, einer Geste erhellt haben, die mich mit einer Herausforderung bereichert oder durch einen Zusammenstoß auf die Probe gestellt haben. Für eines meiner Bücher habe ich als Motto eine Parabel von Borges gewählt, die von einem Maler spricht, der Landschaften, Berge, Meere und Flüsse darstellt, und am Ende bemerkt, sein eigenes Gesicht dargestellt zu haben. Unser Gesicht ist dort in der Welt, in den Zügen und dem Schicksal der anderen.

Auch der fantasievollste Schriftsteller ist eine Art Schreibgehilfe der Wirklichkeit, selbst wenn er zu erfinden scheint, schreibt er oft nur vom Leben geschriebene

Geschichten um. Schreiben bedeutet für mich, Dinge umschreiben, die größer sind als der Schriftsteller. Leben, wachsen, sich verlieben, alt werden, sterben, all das ist größer und geheimnisvoller als die Erzählung, die es nachzeichnet. Das Leben ist originell, sagt Svevo, im Guten und im Bösen, origineller als unsere Fantasie. Die Wahrheit, setzt Melville hinzu, ist bizarrer als die Erfindung. Deswegen haben mich immer so sehr Geschichten fasziniert, die sich wirklich ereignet haben, und Personen, die wirklich existiert haben, und ich habe versucht, ihr Schicksal zu erzählen, auch wenn dann die Montage dieser Geschichten eine Fantasiekonstruktion ergab, so wie man in einem Mosaik eine imaginäre Gestalt zeichnen kann, indem man einzelne Steine zusammenlegt, von denen jeder vielleicht ein objektives Stück Welt ist, genauso wie man eine Menge Fotografien zu einer Collage zusammenstellen kann.

Ich war glücklich, als mir ein Fischer einer kleinen Adriainsel, dessen Geschichte ich in einem meiner Bücher nach seiner mündlichen Erzählung aufgeschrieben hatte, dieselbe Geschichte zwei Jahre später mit meinen eigenen Worten wiedererzählte. Er sagte - dabei wußte er nicht, daß ich der Autor war -, jemand habe ihm eine Kopie dieses Textes gebracht, und es sei eine schöne Geschichte, schön geschrieben. Als ich der Eitelkeit nachgab und ihm sagte, ich hätte sie geschrieben, da sagte er bloß »gut, gut«, in gleichgültigem Ton, denn, er hielt sich selbst für den Autor dieser Geschichte, die ja von seinem Leben geschrieben war, und ich kam ihm wahrscheinlich wie ein Drucker, ein Metteur, ein Kopist davon vor. Meine Bücher haben also viele anonyme Mitverfasser, Männer, Frauen, aber auch Meere, Flüsse, Wälder, Tiere, Bücher und Jahreszeiten, bei denen ich tief in der Schuld stehe. Und vor allem jene Mitverfasser, im tiefsten Sinne des Wortes, welche die Übersetzer sind, Komplizen, Rivalen, Gesichter des Januskopfes des Autors. Das bringt ein Gefühl von Demut, Ironie und Selbstironie.

Auch das kann eine Voraussetzung für die Verständigung sein: zu wissen, daß die anderen einen Teil unserer eigenen Gesichtszüge ausmachen. Dabei muß es sich nicht immer um schöne Züge handeln; manchmal können sie auch unangenehm, ja widerwärtig sein, so wie das Leben manchmal unerträglich ist und man träumt, wie es besser wäre, wenn es den Big Bang nicht gegeben hätte. Aber man lernt, mit diesen anderen in wechselseitiger Toleranz zusammenzuleben, so wie man lernt, mit vielen unangenehmen und peinlichen Seiten seiner selbst zusammenzuleben, mit trüben und schlammigen Sumpfgeländen, die zum Archipelagos unseres Ich gehören.

Die Verständigung betrifft nicht nur unsere Mitmenschen, sondern auch und vor allem deren Zusammenschlüsse und Ausdrucksformen, das, was man Kulturen, Nationalitäten, Religionen, politische, soziale und künstlerische Bewegungen nennt. Das Leben ist oft eine Hölle, weil diese Konsortien, statt sich als nützlich und wertvoll sowie als provisorisch und wandelbar zu verstehen, sich als absolute Realitäten betrachten, als eifersüchtige Gottheiten, den anderen überlegen und bereit, die anderen auszuschließen, wie es eben die Art von Idolen ist. Idole fordern Blutopfer. Die erste Person Plural des Personalpronomens, wir, kann Brüderlichkeit ausdrücken, aber auch arrogante und grausame Ausschließlichkeit. Wir Italiener, wir Weißen, wir Schriftsteller und die anderen, ein verachteter Haufen. Eine Ideologie, die überheblich »wir« sagt, gleicht einer schlechteren Firmenreklame. Sie ist oft genauso filiströs und überdies gewaltsamer.

Unsere heutige Welt, in der immer mehr verschiedene Völker und Kulturen in Kontakt kommen, hat einen verzweiferten Bedarf an Verständigung. Sie fördert und behindert gleichzeitig die Verständigung, denn die Vermischung erzeugt Angst

vor dem Verlust der eigenen Identität, Angst wiederum erzeugt leicht Groll, Ablehnung und Gewalt. Das Ei der Angst, sagt Kipling, ist der Zorn. Was heute fast überall auf unserer Welt geschieht, die zu einer Grenze geworden ist, geschah schon immer mit besonderer Heftigkeit in den Grenzgebieten, wo es notwendiger und schwieriger ist, dem anderen zu begegnen und ihn zu verstehen, wo die Unsicherheit der Identität zu ihrer Erstarrung und äußersten Zuspitzung führen kann, zu einer ständigen, aggressiven und ängstlichen Inszenierung.

Eine dieser Grenzterritorien ist mein Triest, wo ich geboren und aufgewachsen bin, eine Stadt, welche drei Welten, die italienische, deutsche und slawische, verbindet und zugleich trennt, Schmelztiegel und Apartheid von mitteleuropäischen, griechischen, armenischen Elementen und kleine Hauptstadt der jüdischen Kultur. Dort habe ich die Notwendigkeit und Schwierigkeit der Verständigung gelernt, habe begriffen, daß sie vor allem darin besteht, sich selbst im anderen zu erkennen, den man so leicht als Feind empfindet, zu fühlen, daß man auch der andere ist. Biagio Marin, der große Dichter, der mir nicht nur Freund, sondern auch Bruder und Vater war, träumte vor dem ersten Weltkrieg als glühender italienischer Irredentist davon, daß Triest, das zur habsburgischen Monarchie gehörte, italienisch würde, auch im Hinblick auf seine staatliche Zugehörigkeit. Und in der Tat kämpfte er dann als Kriegsfreiwilliger gegen Österreich. Als er noch in Wien studierte, deklarierte er sich in einem Gespräch mit dem Rektor der Universität Wien als italienischer Patriot, der Österreichs Niederlage wünsche. Später jedoch, als italienischer Rekrut, den ein Hauptmann flegelhaft behandelte, protestierte er mit den Worten »Wir Österreicher sind an einen anderen Stil gewöhnt«.

Ich habe gelernt, daß die beste Art, sich mit den anderen zu verstehen, die ist, sich auf die andere Seite der Grenze zu stellen, Nicht von den alten austrophilen Nostalgikern, die dem Habsburgerreich nachtrauerten, habe ich gelernt, es zu bewundern, sondern von den alten Irredentisten, die es bekämpft hatten und seine Größe erst entdeckten, nachdem sie mitgeholfen hatten, es zu zerstören. Die Akzeptanz des anderen, wie die von uns selbst, manifestiert sich nicht über Komplimenterrhetorik und Bekundungen guten Willens, sondern vielmehr über unvoreingenommene Kritik, die an den Kern der Wahrheit einer Person, einer Kultur, einer Nation rührt. Die Wahrheit ist oft unangenehm, aber, wie eine Stelle aus dem Evangelium sagt, die Freud am Herzen lag, die Wahrheit macht uns frei. In meinem Buch »Donau« redet Großmutter Anka, die die verschiedenen Nationalitäten des Banats inkarniert, unparteiisch schlecht von allen, und eine solche Kritik - vorausgesetzt, sie richtet sich wirklich gegen alle Nationalitäten und läßt keine aus - ist wahrscheinlich eine bessere Voraussetzung für das Zusammenleben und die Verständigung als die süßlichen offiziellen Huldigungsadressen, die viele Politiker offenbar als Pflichtübung an alle möglichen Gemeinschaften richten.

Ich habe die Verständigung von vielen Leuten gelernt, auch wenn ich sie vielleicht nicht gut genug gelernt habe, ungeachtet des großherzigen Urteils der Jury dieses Preises. Aber vor allem habe ich sie aufgrund einer Geschichte gelernt, die mir sehr nahe steht. Marisa Madieri, meine Frau, die vor fünf Jahren starb, wurde im damals italienischen Fiume, Rijeka, geboren. Gleich nach dem zweiten Weltkrieg, als nach den vorausgegangenen Gewalttaten der italienischen Faschisten gegen die Slawen die Stunde der slawischen Revanche gekommen war, die wahllos zuschlug, wie es so oft in solchen Situationen passiert, da war Marisas Familie, eine italienische Familie, plötzlich dieser Vergeltung ausgesetzt und mußte, wie so viele andere, den Verlust all ihrer Habe, ein

jahrelanges Dasein in Flüchtlingslagern und die Bitternis des Exils hinnehmen. Als Marisa Madieri viele Jahre später ein Buch schrieb, »*Verde acqua*«, in dem sie unter anderem all diese Heimsuchungen noch einmal nachvollzog, entdeckte sie - während sie die Geschichte ihrer italienischen Familie erzählte, die mit den Slawen solche Schwierigkeiten hatte -, daß ihre Familie und sie selbst zu einem beträchtlichen Teil slawische Wurzeln hatten. So fand sie sich auf der anderen Seite wieder, entdeckte, daß sie zum Teil auch zu den anderen gehörte, von denen sie sich bedroht fühlte. Aus der Geschichte eines grausamen Konflikts, hautnah erlebt und erlitten, erwuchs in ihr das Bewußtsein der Gemeinschaftlichkeit mit der Welt der Slawen, in der sie sich heimisch zu fühlen lernte.

Ich habe von anderen Geschichten, anderen Personen gesprochen und müßte noch viele andere mehr erwähnen. Den Preis, den ich mit großer Dankbarkeit empfangen, empfangen ihn ein wenig auch für diese Menschen und in ihrem Namen. Es ermutigt mich das Gefühl, mehr eine Art Delegierter als ein Protagonist zu sein, mehr ein Mitspieler als ein Hauptdarsteller. »Was liegt an mir«, sagte Nietzsche. Aber umso tiefer ist meine Dankbarkeit gegenüber dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels, dem Freistaat Sachsen, der Stadt Leipzig und gegenüber Adolf Muschg für die Großzügigkeit, die sie einem von den vielen Männern ohne Eigenschaften so reichlich angedeihen lassen.